

Willkommen.

Robelle von J. Dell.

Hilbe Möllner war soeben hungrig und müde von ihren Unterrichtsstunden zurückgekehrt und wollte sich gerade in dem traulichen Zimmer des alten Fräuleins Bindemann, die seit acht Wochen auf Reisen war, recht behaglich machen, als ihre Blinde auf die Post stießen, welche die kleine Hilse sorglich zurechtgelegt hatte...

Es war eine kurze Karte, welche heute Hilbe Möllner mehr erregte, als dies sonst die längsten Briefe ihrer oberflächlichen Bekannten zu tun pflegten. Und doch waren diese wenigen Zeilen gar nicht mal an sie — sondern an die Abwesende gerichtet. Die kleine Lehrerin mußte, daß Fräulein Bindemann auf ihren Reisen gegen Bekanntheiten ankämpfte...

Liebe, gute Tante Bindemann! Ich bin endlich artig und hübsch geworden, genau wie Du das bist und Dir so oft gewünscht hast. Nun will ich Dich auch besuchen. Ich treffe am Donnerstag gegen Abend bei Dir ein. Bitte, halte recht viel Ecolobenspeise bereit...

Der Donnerstag aber war bereits morgen. Es erschien demnach ganz unmöglich, Fräulein Bindemann von der ihr bevorstehenden Freude und Lieberachtungsgemeinde in Kenntnis zu setzen. — Es half nichts, sie wollte selbst diesem artig gewordenen Hilbeub telegraphieren, daß er dabei zu bleiben habe und seinen merkwürdigen Besuchen, später zur Ausführung bringen solle...

Ein Mädchen dachte Hilbe Möllner angestrengt nach. Dann kam sie auf das zurück, was ihr gleich anfangs durch den Kopf geflogen war. — Natürlich mußte nun sie an Tante Bindemanns Stelle dem Hilbeub aufnehme und für einen würdigen Empfang sorgen.

Zuerst wollte sie darüber ein leises Unbehagen empfinden. Ihre Freistunden waren knapp bemessen. Außer dem Schulunterricht, den sie als sehenswürdigste Lehrerin an einer Anstalt der Kleinsten zu erlernen hatte, gab sie eine Menge Privatstunden, die von der Mutter, die krank und elend schon seit Monaten in einem Sanatorium lebte, eine wirkliche Stütze zu sein. Schließend aber freute sie sich, auf diesen Besuch, denn eine große Liebe für alle Kinder erfüllte auch ihr Herz und all alles, um dem kleinen Ankömmling die Abwesenheit zu ersetzen.

Zwar mußte sie nicht sein Alter, oder nach der Abfassung jener Karte durfte er noch kaum aus den kurzen Hörsälen heraus sein. Sie erstand deshalb eine Schachtel Solodaten und ein kleines Aufschuß, bedeckte einen zierlichen Tisch, in dessen Mitte sie eine mächtige Schale selbstbereiteter Ecolobenspeise aufstellte. — Freute sich selbst wie ein Kind über das alles — und band zuletzt mit heimlichen Röcheln aus kleinen grünen Birkenzweigen eine zierliche Kränze, die sie auf das weisse Tellerchen legte...

Das war gewiß ein Willkommen, wie es auch Fräulein Bindemann gewünscht hätte. — Und was jene noch außerdem dem kleinen Ankömmling an Wärme und Herzengüte befeuert hätte, daran sollte es auch bei ihr nicht mangeln. Sie würde das Rechte mit jener warmen, treuen Liebe, die ihr sofort die Herzen der Jungen zuführte, in die Arme schließen, und... er würde sich schon wohl fühlen...

Eine gemeinsame Karte an die Ferne sollte auch verfaßt werden und... wenn es nicht gar zu viel kostete, wollten sie sich zusammen auf einer Ansichtskarte photographieren lassen...

Am Vor-mittag des Donnerstags war Hilbe Möllner sehr frühlich. Sie konnte kaum die Zeit erwarten, die sie in ihr Stübchen führte. Der Tisch erschien ihr immer noch nicht schön und nichtig genug bedekt. Da sagte sie ein Blümlein ein. Hier stellte sie ein Aufziehbild auf. — Und dann setzte sie sich ans Fenster, sah auf die Straße hinauf und wartete ungeduldig...

Schon sank die Dämmerung. Die Straßen, welche in der Restzeit so still gewesen zeigten wieder das alte, lebhafteste Bild. Die Wollwägen vor den Fenstern lagen nicht mehr schlafig herunter. — Alle Bewohner waren wieder daheim und freuten sich der Arbeit und des eigenen Heims...

Hilbe Möllner dachte zum ersten Male darüber nach, warum sie eigentlich noch niemals brauchen — in der Welt — gewesen war. — Fast mußte sie über diese dummen Gedanken lächeln. — Sie hatte doch niemals Zeit gehabt. Zuerst galt es, die beiden jungen Geschwister zu versorgen, denn die Mutter war seit dem frühen Tode des Vaters ganz und schonungsbedürftig gewesen. — Dann, als jene verstorben waren — die Schwester bereits bereits mit dem sechzehnten Jahr und der Bruder... den Fräulein nahm ein reicher Onkel an Kindes Statt zu sich — blieb nur sie übrig. — Sie hatte nun nicht genügend Arbeit für alle die Kräfte, die in ihr schlummerten. — Wie gut war es doch, daß sie vor Jahresfrist ihr Examen als Lehrerin gemacht hatte. Das mußte sie aus. Leicht war es nicht. Die Kinder fühlen besser als die Erwachsenen, ob sich ihnen eine Seele wirklich jümelte. — Sie hatte ihnen all ihre Liebe gegeben und erstreute sich darum ihres Vertrauens. Ihre Mutter lebte sie natürlich vor allem, auch das alte gute Fräulein Bindemann stand ihrem Herzen sehr nahe. — Aber sie meinte heute, daß trotz dieser Liebe, die immer und immer von ihr verlangt und hingegenommen wurde, als etwas durchaus Selbstverständliches — doch noch eine geheime Quelle in ihr spränge, die keinem Gebiete...

Warum sollte sie mit diesem Quellchen nicht den Hilbeub ertrinken? Sicher war er ein lieber, hungeriger, denn Fräulein Bindemann hatte einen guten Geschmack. — Und sie träumte sich für den ihr noch Unbekannten in eine Art Sehnsucht hinein, so daß sie mit roten Wangen und fröhlichen Augen aufsprang, als endlich die Klingel erklang. — Es war aber gar nicht der kleine Hilbeub. — Ein großer, sonnenbrannter Mann, der längt den Knabenstübchen entwichen war, stand da vor ihr. — Sie wies ihn kurz ab, weil sie einen Menschen in ihm vermutete, der ihre Zeit gerade jetzt nicht stehen durfte. — Ich bin leider sehr in Anspruch genommen... ich erwarte Besuch. — So, fragte er und lächelte ein wenig, darf ich fragen, wer das ist? — Sie wollte ihn eigentlich kurz zurückweisen, aber er hatte gute, fröhliche Augen und dann machte sie von selber die Hände weichen. — Er war ein Mensch, der sie nicht ablehnen würde. — Sie sagte diese Worte als einen unpassenden Scherz auf, den sie sich zurücknehmen mußte. Aber sie kam nicht dazu. Der fremde Herr nahm plötzlich ihre Hand und sagte ganz leise: — Ich bin der richtige Hilbeub... und Sie... sind doch die Hilbe Möllner, von der mir Tante Bindemann schon so viel erzählt hat. — Es lag in ihren Worten, daß sie nichts von mir wissen wollten... ehe ich schaffte und brau gegeben war. — Ich reifte nämlich bisher viel in der Welt herum, ohne mir eine Heimat zu wahren. Das soll jetzt vorbei sein. Es ist wieder mal Herbst geworden, und ich habe Sehnsucht nach einer warmen Gasse. — Als ich Ihr Bild sah, dachte ich, daß Sie viel Wärme und Sonnenschein übrig hätten... und wollte als Bittener um ein kleines Almosen bei Ihnen anknöpfen. Daß Sie jetzt allein hier waren, ahnte ich freilich nicht. — Hilbe Möllner wachte nicht, was sie sagen oder beginnen sollte. Die drängte er sich sanft an ihre Vorderhand, die nächste Tür, die ein wenig offen stand, sah auf den zierlich gebedekten Tisch und reichte ihr von neuem die Hand hin. — Das ist also Ihr Willkommen für mich... so viel Liebes... Auch für die Kränze bedanke ich mich schon. — Da hatte sich Hilbe Möllner endlich von ihrer Erstarrung erholt. Sie wollte eigentlich aufdrauen, böse tun... ihn schelten... aber sie sah noch zu rechten Zeit ein, daß er doch ganz schuldlos an diesem Mißverständnis war... öffnete den Mund, um ihn zu bitten, daß er sie unverzüglich verlassen möge — kam aber nicht dazu, denn in der Thorheit brach sie freischend ein Schüffel um. — Fräulein Bindemann hatte auch diesmal, wie sie das stets zu tun pflegte, mit ihrem plötzlichen Erscheinen die kleine Lehrerin überfallen wollen. — Nun stand sie mit schlaffen Armen sprachlos da... sah von Hilbeub, ihrem erklärten Liebling, zu dem erglühenden Mädchen, und sagte nichts weiter als: — Tut mir den einzigen Gefallen und gebt mir mal schleunigst einen Stuhl. — Dann erst küßte sie den sonnenbrannten Mann, den einzigen Sohn einer früh gestorbenen Freundin, herzlich und drückte ihm mit dem Finger: — Dieses Willkommen hast Du doch wohl trotz des würdigen Empfanges über den ich mich freuen muß. — Noch mußte Hilbe Möllner mit leiserem Bedauern die Frage bejahen... aber es kam der Tag, an welchem die helle Quelle der kleinen Lehrerin für ihn da war... an welchem sie sich mit ihm gemeinsam photographieren ließ. — Und sehr bald darauf konnte Tante Bindemann dem jungen Paar auch einen kleinen Tisch decken... und zwar im eigenen Heim, das aus allen Ecken und Winkeln ihnen ein stilles „Willkommen“ zusüßerte. — Eine lustige Schulgeschichte. Ein Schulmann erzählte kürzlich folgendes Erlebnis: Der Herr Schulinspektor hat die Schule zu A. inspiziert und hält nun Konferenz mit dem Direktor und den Lehrern. Der gestrenge Vorgesetzte äußert sich sehr lobend über die Leistungen der Schüler. „Aber“, so fügt er hinzu, „die Schule ist nicht nur dazu da, den Schülern den Wissensstoff beizubringen, sondern sie soll die Anaben auch zu einer gefälligen Lebensart erziehen. Dazu gehört, daß sie es verstehen, in angemessener Form Antwort zu geben. Es ist mir aufgefallen, daß die Antworten der Schüler ungenügend, ja geradezu unhöflich herauskommen. Sie sehen dem Fragenden, dem sie antworten, nicht die diesem zukommende Anrede. So antwortete der Schüler, den ich noch seinem Namen frage, mit einem kurzen: Müller. Statt höflich: Müller, Herr Inspektor. Sorgen Sie dafür, meine Herren, daß wenigstens diese einfache Höflichkeit den Schülern fest eingeprägt wird.“ Ein Jahr später! Der Herr Inspektor ist von neuem zur Besichtigung erschienen und tritt in das Klassenzimmer, in dem soeben Religionsunterricht erteilt wird. Man ist gerade beim „Sündenfall“. Der Herr Inspektor — als Mann der Praxis — greift unmittelbar in den Unterricht ein und nimmt dem Herrn Lehrer die Fragestellung ab. „Wo faßt da Gott zur Schlang?“ So fragte er den kleinen Müller. Und prompt erfolgte, eingehend der strengen Anweisung, die Antwort: „Verflucht sollst du sein, Herr Inspektor.“ „Rein, nein, das meine ich nicht, was faßt der Herr noch weiter zur Schlang?“ Müller: „Auf dem Bauche sollst du kriechen, Herr Inspektor.“ „Um Gottes willen weiter, was noch mehr?“ Müller: „Ich werde die den Kopf zetteln, Herr Inspektor.“ Die Räubergeschichte. In einem kleinen Städtchen, in dem gerade Viehmarkt abgehalten wurde, gab eine Wandertruppe das immer wirksame Zugbild. Die Räuber. Der Tempel Tholens war eine bescheidene Bretterbude ohne erhöhte Bühne. Durch die Seitenreize gelangte man unmittelbar von der Straße auf die Szene. Da sämtliche Mitglieder der Schmiere beschäftigt waren, blieb dieser Eingang ohne Bewachung und niemand bemerkte, daß er angeleitet offen stand. Ein riesiger Ochse, der zu einer Herde gehörte, die vorübergetrieben wurde, einen glänzlichen Stall verumtend, trat ohne Zögern durch die Kluften in das Theater und glökte unzufrieden dumm in die Zuschauermenge. Karl Moor hatte eben seine große Szene. Das Geräusch vernehmend, glaubte er, es beruhe sich die Erscheinung des Alten aus dem Turme vor und strömte mit marktschreierischem Pathos, wührend er die Augen mit der Hand bedeckte: „Entsetzliches Blendwerk, mein Vater!“ In einer Provinzstadt Hannover's gingen über die Bühne Schillers „Räuber“. Franz Moor tritt mit dem Briefe zum Vater: „Zur Bergzeit mir, wenn ich Euch den Brief nicht selbst lesen lasse — diese Zeitung ist nicht für einen gefährlichen Körper... Mit diesen Worten zieht er eine Nummer der hannoverschen Zeitung heraus und hält sie dem Publikum hin. Es war die Wache des Wimen, weil ihn die Kritik des Vectors, seiner Ansicht nach, über behandelte. — Um tausend vor behalten. Madame (als die Amme vom Spaziergang heimkehrt): „Himmel, das ist nicht mein Kind.“ „Rufen Sie sich doch nicht auf, gnädige Frau! Die Babies sind einige Minuten von der Hofstube beaufichtigt worden, die im Park steht, und dabei durcheinander gekommen... ich habe mir gleich Umarmung vorbehalten.“ — Ein zweites. Kellnerin: „Trinken Sie noch a Maß, Herr Krüghuber?“ Gast: „Ich weiß nicht, ob ich noch a ganze Maß vertragen kann, Broni... bringen Sie mir einsteifen immer a Halbe!“

Das Haupttrefferlos.

Von Emma Alberti.

Auf meinem Spaziergang vor ich für einen Augenblick in das Bureau der städtischen Bank eingetreten, um mit einem meiner Freunde, der dort die Stelle eines Bureauchefs bekleidete, eine Beratung für den Abend zu treffen. Aber er bot mich, kurze Zeit zu warten, da er momentan geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen und keine Zeit hätte, mit mir zu sprechen. Das Bureau war von Leuten überfüllt. Fragen, Antworten und Zahlen schwirrten umher, und jeder dieser ungeduldrig wartenden Menschen bemühte sich, die Beamten für seine Angelegenheiten zu interessieren, die doch unbedingt die wichtigsten waren und der schnellsten Erledigung bedürftig. Und wie immer, wenn Geld auf dem Spiele steht, herrschte eine erregte Stimmung, die Erwartung jener, die sich zu berechnen hoffen, und die ängstliche Spannung der anderen, die sich vor Verlusten fürchteten. Ich vertrieb mir die Wartezeit mit der Beobachtung aller dieser Menschen. Als ich meine Blinde umhergeschweifen ließ, fiel mir die Gestalt eines Mannes auf, der sich ebenso wie ich im Hintergrund des Zimmers aufgestellt hatte. Ein Blick auf ihn genügte, um zu sehen, daß auch er von der allgemeinen Unruhe ergriffen war; und doch ließ er sich von den anderen immer wieder zurückdrängen mit einer Schüchternheit, als wäre er schon gewöhnt, immer und überall den anderen den Vortritt zu lassen. Und sein ganzes Wesen zeigte diese bescheidene Zurückhaltung. Sie war im Blick seiner traurigen Augen zu lesen, sie lag auf dem verbärgten Gesicht, das den Ausdruck eines von einem grausamen Herrn geübten Interesses trug. Auch seine Kleidung verriet das Stiefkind des Glückes; der abgetragene Überzieher, der verschlossene Strohhut und der unpassende Hut umrahmte das Vollbart pochten zu dieser müden, herabgenommenen Erscheinung. Endlich kam im Lokal ein wenig Ruhe eingetreten. Der größte Teil der Leute hatte sich entfernt und die Beamten benutzten die kurze Zeit der unterbrochenen Arbeit, um die vom Schreiben schon ein wenig steifen Fingern zu kreieren. Da näherte sich der Mann endlich dem Schalter, hinter dem mein Freund saß, den Hut in der Hand haltend. — Ich bin hergekommen wegen... wegen meines Kommunallooses! Sie erinnern sich doch daran? Serie 157 No. 1534. Um Ihnen die Jinten zu zahlen! Ich habe es doch bei Ihnen in Verwahrung. Sie wissen doch? — Und in diesem „Sie wissen doch?“ und dem Zittern seiner Hand, die den Hut hielt, in dem rührenden Käsel, das er auf sein Gesicht zu zwingen suchte und das diesem doch nur den Ausdruck einer schwer lebenden Seele gab, in all diesem war seine ganze Verzweiflung zu lesen, seine fiebernde Furcht vor der Antwort. Mein Freund blinnte ihn nachdenklich an und zögerte einen Moment. Dann sagte er leichten Tones: „Ah, Ihr Kommunallos! Aber mein lieber Signor Vinas! Erinnern Sie sich denn nicht, daß Sie mit dem Los zur Belohnung übergeben haben mit dem Rechte, es verkaufen zu dürfen, wenn Sie die Rückzahlungsraten nicht pünktlich einzahlten? Und Sie haben doch jetzt einen ganzen Monat vorbeigehen lassen, ohne Ihre Verpflichtungen einzubahlen! Ich glaube nur, zu Ihrem Besten zu handeln, um Ihnen noch einen kleinen Leberlöschen auszugeben.“ Der andere starrte ihn an mit aus den Höhlen tretenden Augen, offenen Mundes, in schmerzhaftem Schreden und offensichtlicher Verzweiflung, und pergends bemühte er sich, das trampfartige Zittern seiner Lippen hinter einem Lächeln zu verbergen; und er murmelte halbblau vor sich hin: „Gewiß, gewiß! Bitte um Entschuldigung, Sie haben recht, es muß nicht so sein.“ Und doch bedeutete es für ihn alles, für diesen Unglücklichen! Man sah es ihm wohl an, daß er an dieses Los glaubte, sich an diese schwache Hoffnung mit allen seinen Kräften geklammert hatte, daß es für ihn das einzige Glück der Gegenwart und die einzige Hoffnung der Zukunft gewesen war, für ihn, der so gebrachen vom Leben war und der doch diese einzige Hoffnung nicht aufgeben wollte, wie der Schiffbrüchige, der sich an eine Planke klammert, müde und frohlos, aber sich immer wieder aufrechtend an dem Gedanken: „Das rettende Schiff muß kommen!“ Mein Freund, gerührt, versuchte ihn zu trösten. Was lag an so einem Los? Man gewänne doch nichts; dies sei doch nur ein glücklicher Zufall unter tausend Enttäuschungen. „Und jetzt, Signor Vinas, jetzt gibt es für Sie nur etwas Neues zu tun! Versuchen Sie, die Nummer zu vermissen, damit Sie die Angst los sind!“ Der andere hörte diesen Besichtigungsvorschlag zu, ohne ein Wort zu erwidern, nur die Muskeln seines Gesichtes zuckten und demütig grüßend entfernte er sich dann, ein Mann, dem die letzte Hoffnung des Lebens geschwunden ist. Mein Freund blinnte ihm nach, dann wendete er sich zu mir und sagte: „Ich weiß, all mein Reden wird nichts genützt haben! Er wird sich die Nummer des verlorenen Loses ins Gedächtnis einbrennen! So machen es alle!“ Dann erzählte er mir die Geschichte des Mannes: Er hieß Ferdinand Vinas und war der Sohn eines Portiers. Der Schule entwachsen, hatte er durch die Protektion der Besitzerin des Hauses eine Stelle in einer Holzgroßhandlung erhalten. Und er war fleißig und strebsam gewesen und hatte sich Bahn zu brechen gewagt. Er hatte an sich weitergearbeitet, seinen Horizont erweitert und seine Pflichten in vollkommener Weise erfüllt. Und durch seine Tüchtigkeit hatte er es verstanden, sich die Gunst seines Chefs zu gewinnen, und als sich dieser nach vielen Jahren vom Geschäft zurückgezogen hatte, hatte er ihm die Leitung übergeben. Und um sein Glück vollständig zu machen, war es ihm auch gelungen, sich die Liebe der achtzehnjährigen Tochter seines Herrn zu gewinnen und sie als Braut heimzuführen. Aber ein Jahr nach seiner Heirat war er im Hintergrund des Zimmers aufgestellt worden. Ein Blick auf ihn genügte, um zu sehen, daß auch er von der allgemeinen Unruhe ergriffen war; und doch ließ er sich von den anderen immer wieder zurückdrängen mit einer Schüchternheit, als wäre er schon gewöhnt, immer und überall den anderen den Vortritt zu lassen. Und sein ganzes Wesen zeigte diese bescheidene Zurückhaltung. Sie war im Blick seiner traurigen Augen zu lesen, sie lag auf dem verbärgten Gesicht, das den Ausdruck eines von einem grausamen Herrn geübten Interesses trug. Auch seine Kleidung verriet das Stiefkind des Glückes; der abgetragene Überzieher, der verschlossene Strohhut und der unpassende Hut umrahmte das Vollbart pochten zu dieser müden, herabgenommenen Erscheinung. Endlich kam im Lokal ein wenig Ruhe eingetreten. Der größte Teil der Leute hatte sich entfernt und die Beamten benutzten die kurze Zeit der unterbrochenen Arbeit, um die vom Schreiben schon ein wenig steifen Fingern zu kreieren. Da näherte sich der Mann endlich dem Schalter, hinter dem mein Freund saß, den Hut in der Hand haltend. — Ich bin hergekommen wegen... wegen meines Kommunallooses! Sie erinnern sich doch daran? Serie 157 No. 1534. Um Ihnen die Jinten zu zahlen! Ich habe es doch bei Ihnen in Verwahrung. Sie wissen doch? — Und in diesem „Sie wissen doch?“ und dem Zittern seiner Hand, die den Hut hielt, in dem rührenden Käsel, das er auf sein Gesicht zu zwingen suchte und das diesem doch nur den Ausdruck einer schwer lebenden Seele gab, in all diesem war seine ganze Verzweiflung zu lesen, seine fiebernde Furcht vor der Antwort. Mein Freund blinnte ihn nachdenklich an und zögerte einen Moment. Dann sagte er leichten Tones: „Ah, Ihr Kommunallos! Aber mein lieber Signor Vinas! Erinnern Sie sich denn nicht, daß Sie mit dem Los zur Belohnung übergeben haben mit dem Rechte, es verkaufen zu dürfen, wenn Sie die Rückzahlungsraten nicht pünktlich einzahlten? Und Sie haben doch jetzt einen ganzen Monat vorbeigehen lassen, ohne Ihre Verpflichtungen einzubahlen! Ich glaube nur, zu Ihrem Besten zu handeln, um Ihnen noch einen kleinen Leberlöschen auszugeben.“ Der andere starrte ihn an mit aus den Höhlen tretenden Augen, offenen Mundes, in schmerzhaftem Schreden und offensichtlicher Verzweiflung, und pergends bemühte er sich, das trampfartige Zittern seiner Lippen hinter einem Lächeln zu verbergen; und er murmelte halbblau vor sich hin: „Gewiß, gewiß! Bitte um Entschuldigung, Sie haben recht, es muß nicht so sein.“ Und doch bedeutete es für ihn alles, für diesen Unglücklichen! Man sah es ihm wohl an, daß er an dieses Los glaubte, sich an diese schwache Hoffnung mit allen seinen Kräften geklammert hatte, daß es für ihn das einzige Glück der Gegenwart und die einzige Hoffnung der Zukunft gewesen war, für ihn, der so gebrachen vom Leben war und der doch diese einzige Hoffnung nicht aufgeben wollte, wie der Schiffbrüchige, der sich an eine Planke klammert, müde und frohlos, aber sich immer wieder aufrechtend an dem Gedanken: „Das rettende Schiff muß kommen!“ Mein Freund, gerührt, versuchte ihn zu trösten. Was lag an so einem Los? Man gewänne doch nichts; dies sei doch nur ein glücklicher Zufall unter tausend Enttäuschungen. „Und jetzt, Signor Vinas, jetzt gibt es für Sie nur etwas Neues zu tun! Versuchen Sie, die Nummer zu vermissen, damit Sie die Angst los sind!“ Der andere hörte diesen Besichtigungsvorschlag zu, ohne ein Wort zu erwidern, nur die Muskeln seines Gesichtes zuckten und demütig grüßend entfernte er sich dann, ein

Ein Bassengang.

Das Duell des Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses.

Zu dem Duell, das unlängst zwischen dem Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses, Grafen Stephan Tisza, und dem Abgeordneten Grafen Michael Karolyi am 2. Januar stattfand und mit der Verletzung und Kampfanfähigkeit des Grafen Karolyi endete, während Graf Tisza vollkommen unversehrt blieb, werden aus dem folgenden Einzelheiten gemeldet: Die Veranlassung zum Duell gab ein Wortwechsel, der zwischen dem Grafen Karolyi und dem Grafen Tisza am 1. Januar abends im Nationalkasino zu Ofen stattfand. Zwischen 5 und 7 Uhr abends war Graf Tisza im Nationalkasino erschienen, wo in einem Nebenraum Graf Michael Karolyi mit zwei Freunden sich unterhielt. Graf Tisza ging auf den Grafen Karolyi zu und wollte ihm etwas sagen. Graf Karolyi wies jedoch die Hand des Grafen Tisza zurück und sagte: „Nach dem, was geschehen ist, wäre jedoch, wenn wir miteinander schütten würden.“ Graf Tisza schrie darauf dem Grafen Karolyi den Rücken und ließ ihn zum Tuell forberten. Graf Tisza ist, obwohl er nur auf dem linken Auge sieht, einer der hervorragendsten Fechter Ungarns, aber auch Graf Karolyi gehört zu den bedeutendsten Fechtenden des Landes. So ist es zu erklären, daß die Gegner bald aufeinandertrifften, und erst nach 32 Gängen einer von ihnen kampfunfähig wurde. Man wird sich kaum erinnern, daß jemals ein so lange andauernder Woffengang stattfand. Der Zweikampf währte über eine Stunde. Das Duell fand am 3. Uhr nachmittags statt. Beim ersten Gang erhielt Graf Karolyi auf die Stirn einen leichten Hieb von mehreren Zentimetern Länge, den die Ärzte verletzten. Hierauf gerieten die Gegner noch einunddreißigmal aneinander, so daß die Dauer des Duells insgesamt 55 Minuten betrug. Während des weiteren Verlaufes des Zweikampfes erhielt Graf Karolyi noch zehn bis zwölf Flachhiebe auf den Kopf, auf die Schulter, auf den Arm und auf die Brust. Beim zweiunddreißigsten Gange erhielt Graf Karolyi an seinem rechten Arm einen scharfen Hieb. Als das Blut hervorströmte, erklärten die Sekundanten auf Grund des Gutachtens des Professors Hütel, der den Arzt ihrer Partei war, daß Graf Karolyi nicht mehr fähig sei, den Kampf fortzusetzen. Hierauf wurde der Kampf eingestellt. Graf Tisza blieb unbedeutet und erhielt bloß bei einem der Zusammenstöße auf dem rechten Arm einen ganz belanglosen Flachhieb, der vom Umkippen der Säbelspitze herührte. Graf Tisza erweist sich als glänzender Fechter. Sämtliche Anwesende bewunderten die Geschicklichkeit, mit der er den überaus langen Zweikampf austrug, und die Liebesgegenheit, die er fortwährend über seinen Gegner bewies. Dabei verlor Graf Tisza seinen Augenblick die Ruhe, während Graf Karolyi während des ganzen Zweikampfes so fieberhaft erregt war, daß es die Ärzte für angeraten hielten, nach dem zwölften Gang ihn mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwamm abzuwaschen. Karolyi war bereits beim siebenten Zusammenstoß so erschöpft, daß die Ärzte eine Ruhepause von einer Minute anordneten, während der sich Graf Karolyi in einem Nebenraum auf einen Divan legte und eine Ergasmassage an ihm vorgenommen wurde. Die Ärzte wollten ursprünglich nach diesem siebzehnten Zusammenstoß das Duell für beendet erklären, da ihnen die Blässe des Grafen Karolyi höchst bedenklich erschien; allein er wollte unter keinen Umständen davon etwas wissen, und so wurde die Pflanzage vorgenommen. Als diese vorüber war, erhob sich Graf Karolyi, der befürchtete, daß das Duell für beendet erklärt würde und eilte in den Festsaal, um das Duell fortzusetzen. Als Graf Tisza abends im Klub erschien, strömten ihm sämtliche Mitglieder der Partei entgegen und brachen in fröhliche Gesticulation aus. Der erste, der dem Grafen Tisza beglückwünschte, war Ministerpräsident Lutas. Graf Tisza ließ sich nicht in Erregungen der Einzelheiten des Duells ein. Er erwähnte bloß, daß er, während im Abgeordnetensaal im politischen Kampf einzelne Anschuldigungen gegen ihn laut wurden, sich nicht darum gekümmert habe, weil er diese Dinge nicht auf das persönliche Gebiet bringen wollte; ja jedoch Graf Karolyi die Angelegenheit auf das gesellschaftliche Gebiet übertrug, hielt er es für geboten, sich demüthigung zu verschaffen. Graf Tisza trat im Klub auf den Staatssekretär im Ministerium des Inneren Emmerich Rakabözy zu und sprach ihm mit folgenden Worten an: „Wie ich höre, haben mich Detektivs in Ihrem Lieberer um Festhalten dealeitet. Ich danke Dir, daß mir die Polizei derart beim Duell festhielt.“

Die Fledermaus im Dienste der Menschheit.

Die gründlich und eine ganz gewöhnliche Mückenplage auf den landwirtschaftlich herrlichen Gegenden der Provinz und wie sehr wir unter ihr zu leiden vermögen, das hat schon manch erholungsbefähigter Sommerfrischler zu seinem großen Kummer an eigenen Leibe gespürt, so daß er sehr wohl sich in die verzweifelte Lage jener armen Menschen hineinbenten kann, die unter den geradezu geschäftlichen Mückenplagen der schlimmsten Sorte zu ertragen haben. Mit nicht geringem Jubel wurde daher die Nachricht aufgenommen, daß dem amerikanischen Bakteriologen Dr. Charles A. Campbell von San Antonio ein Versuch, Mücken mit Hilfe von Fledermäusen zu bekämpfen, glänzend gelungen sei. Gerade die Stadt San Antonio und ihre Umgebung leiden furchtbar unter Malaria und Mückenplagen. Alle möglichen Versuche, den Leiden abzuwehren, schlagen mehr oder weniger fehl. Da nun bekannterweise Fledermäuse vorzügliche Insektenvertilger sind und für Mücken eine besondere Vorliebe haben, so verließ Dr. Campbell auf den Gedanken, diese Eigenart der Tiere für seine Zwecke nutzbar zu machen. Er ließ in und um San Antonio herum sogenannte „Bat-roosts“ errichten, die Fledermäuse einladen sollten, sich häuslich darin niederzulassen. Diese bezogen denn auch sofort ihre neuen Quartiere und eröffneten mit voller Kraft ihre berufliche Tätigkeit: den Vernichtungskrieg gegen die Mücken. Da dieser erste bescheidene Versuch so ausgezeichnet glückte, beschloß Dr. Charles A. Campbell, unentwegt dieser Fährte zu folgen, und hofft im Laufe der Zeit noch glücklichere Resultate gegen die Mückenplage zu erzielen.

Die Fledermaus im Dienste der Menschheit.

Die gründlich und eine ganz gewöhnliche Mückenplage auf den landwirtschaftlich herrlichen Gegenden der Provinz und wie sehr wir unter ihr zu leiden vermögen, das hat schon manch erholungsbefähigter Sommerfrischler zu seinem großen Kummer an eigenen Leibe gespürt, so daß er sehr wohl sich in die verzweifelte Lage jener armen Menschen hineinbenten kann, die unter den geradezu geschäftlichen Mückenplagen der schlimmsten Sorte zu ertragen haben. Mit nicht geringem Jubel wurde daher die Nachricht aufgenommen, daß dem amerikanischen Bakteriologen Dr. Charles A. Campbell von San Antonio ein Versuch, Mücken mit Hilfe von Fledermäusen zu bekämpfen, glänzend gelungen sei. Gerade die Stadt San Antonio und ihre Umgebung leiden furchtbar unter Malaria und Mückenplagen. Alle möglichen Versuche, den Leiden abzuwehren, schlagen mehr oder weniger fehl. Da nun bekannterweise Fledermäuse vorzügliche Insektenvertilger sind und für Mücken eine besondere Vorliebe haben, so verließ Dr. Campbell auf den Gedanken, diese Eigenart der Tiere für seine Zwecke nutzbar zu machen. Er ließ in und um San Antonio herum sogenannte „Bat-roosts“ errichten, die Fledermäuse einladen sollten, sich häuslich darin niederzulassen. Diese bezogen denn auch sofort ihre neuen Quartiere und eröffneten mit voller Kraft ihre berufliche Tätigkeit: den Vernichtungskrieg gegen die Mücken. Da dieser erste bescheidene Versuch so ausgezeichnet glückte, beschloß Dr. Charles A. Campbell, unentwegt dieser Fährte zu folgen, und hofft im Laufe der Zeit noch glücklichere Resultate gegen die Mückenplage zu erzielen.

Die Fledermaus im Dienste der Menschheit.

Die gründlich und eine ganz gewöhnliche Mückenplage auf den landwirtschaftlich herrlichen Gegenden der Provinz und wie sehr wir unter ihr zu leiden vermögen, das hat schon manch erholungsbefähigter Sommerfrischler zu seinem großen Kummer an eigenen Leibe gespürt, so daß er sehr wohl sich in die verzweifelte Lage jener armen Menschen hineinbenten kann, die unter den geradezu geschäftlichen Mückenplagen der schlimmsten Sorte zu ertragen haben. Mit nicht geringem Jubel wurde daher die Nachricht aufgenommen, daß dem amerikanischen Bakteriologen Dr. Charles A. Campbell von San Antonio ein Versuch, Mücken mit Hilfe von Fledermäusen zu bekämpfen, glänzend gelungen sei. Gerade die Stadt San Antonio und ihre Umgebung leiden furchtbar unter Malaria und Mückenplagen. Alle möglichen Versuche, den Leiden abzuwehren, schlagen mehr oder weniger fehl. Da nun bekannterweise Fledermäuse vorzügliche Insektenvertilger sind und für Mücken eine besondere Vorliebe haben, so verließ Dr. Campbell auf den Gedanken, diese Eigenart der Tiere für seine Zwecke nutzbar zu machen. Er ließ in und um San Antonio herum sogenannte „Bat-roosts“ errichten, die Fledermäuse einladen sollten, sich häuslich darin niederzulassen. Diese bezogen denn auch sofort ihre neuen Quartiere und eröffneten mit voller Kraft ihre berufliche Tätigkeit: den Vernichtungskrieg gegen die Mücken. Da dieser erste bescheidene Versuch so ausgezeichnet glückte, beschloß Dr. Charles A. Campbell, unentwegt dieser Fährte zu folgen, und hofft im Laufe der Zeit noch glücklichere Resultate gegen die Mückenplage zu erzielen.

Die Fledermaus im Dienste der Menschheit.

Die gründlich und eine ganz gewöhnliche Mückenplage auf den landwirtschaftlich herrlichen Gegenden der Provinz und wie sehr wir unter ihr zu leiden vermögen, das hat schon manch erholungsbefähigter Sommerfrischler zu seinem großen Kummer an eigenen Leibe gespürt, so daß er sehr wohl sich in die verzweifelte Lage jener armen Menschen hineinbenten kann, die unter den geradezu geschäftlichen Mückenplagen der schlimmsten Sorte zu ertragen haben. Mit nicht geringem Jubel wurde daher die Nachricht aufgenommen, daß dem amerikanischen Bakteriologen Dr. Charles A. Campbell von San Antonio ein Versuch, Mücken mit Hilfe von Fledermäusen zu bekämpfen, glänzend gelungen sei. Gerade die Stadt San Antonio und ihre Umgebung leiden furchtbar unter Malaria und Mückenplagen. Alle möglichen Versuche, den Leiden abzuwehren, schlagen mehr oder weniger fehl. Da nun bekannterweise Fledermäuse vorzügliche Insektenvertilger sind und für Mücken eine besondere Vorliebe haben, so verließ Dr. Campbell auf den Gedanken, diese Eigenart der Tiere für seine Zwecke nutzbar zu machen. Er ließ in und um San Antonio herum sogenannte „Bat-roosts“ errichten, die Fledermäuse einladen sollten, sich häuslich darin niederzulassen. Diese bezogen denn auch sofort ihre neuen Quartiere und eröffneten mit voller Kraft ihre berufliche Tätigkeit: den Vernichtungskrieg gegen die Mücken. Da dieser erste bescheidene Versuch so ausgezeichnet glückte, beschloß Dr. Charles A. Campbell, unentwegt dieser Fährte zu folgen, und hofft im Laufe der Zeit noch glücklichere Resultate gegen die Mückenplage zu erzielen.

Die Fledermaus im Dienste der Menschheit.

Die gründlich und eine ganz gewöhnliche Mückenplage auf den landwirtschaftlich herrlichen Gegenden der Provinz und wie sehr wir unter ihr zu leiden vermögen, das hat schon manch erholungsbefähigter Sommerfrischler zu seinem großen Kummer an eigenen Leibe gespürt, so daß er sehr wohl sich in die verzweifelte Lage jener armen Menschen hineinbenten kann, die unter den geradezu geschäftlichen Mückenplagen der schlimmsten Sorte zu ertragen haben. Mit nicht geringem Jubel wurde daher die Nachricht aufgenommen, daß dem amerikanischen Bakteriologen Dr. Charles A. Campbell von San Antonio ein Versuch, Mücken mit Hilfe von Fledermäusen zu bekämpfen, glänzend gelungen sei. Gerade die Stadt San Antonio und ihre Umgebung leiden furchtbar unter Malaria und Mückenplagen. Alle möglichen Versuche, den Leiden abzuwehren, schlagen mehr oder weniger fehl. Da nun bekannterweise Fledermäuse vorzügliche Insektenvertilger sind und für Mücken eine besondere Vorliebe haben, so verließ Dr. Campbell auf den Gedanken, diese Eigenart der Tiere für seine Zwecke nutzbar zu machen. Er ließ in und um San Antonio herum sogenannte „Bat-roosts“ errichten, die Fledermäuse einladen sollten, sich häuslich darin niederzulassen. Diese bezogen denn auch sofort ihre neuen Quartiere und eröffneten mit voller Kraft ihre berufliche Tätigkeit: den Vernichtungskrieg gegen die Mücken. Da dieser erste bescheidene Versuch so ausgezeichnet glückte, beschloß Dr. Charles A. Campbell, unentwegt dieser Fährte zu folgen, und hofft im Laufe der Zeit noch glücklichere Resultate gegen die Mückenplage zu erzielen.